

Joanna Trollope
Unter
Freunden



Weltbild

»Rosamunde Pilcher für eine jüngere Leserschaft.« Brigitte

In einer englischen Kleinstadt leben zwei eng befreundete Familien: Wirtsleute mit 3 heranwachsenden Söhnen und ein Antiquitätenhändler mit Frau und Teenagertochter. Als der Antiquitätenhändler Fergus seine Frau Gina und Tochter Sophy verlässt, um in London ein neues Leben zu beginnen, gerät ebenfalls die Ehe der mit ihnen befreundeten Hilary und Laurence ins Wanken. An den Irrungen und Wirrungen der Eltern droht auch die Freundschaft von Sophy mit den Söhnen von Hilary und Laurence zu zerbrechen.

Joanna Trollope

Unter Freunden

Roman

Aus dem Englischen von Gisela Stege

Weltbild

Die Autorin

Joanna Trollope ist eine der erfolgreichsten Autorinnen Großbritanniens – ihre Romane stehen dort regelmäßig an der Spitze der Bestsellerlisten. Sie hat zwei Töchter und zwei Stiefsöhne und ist mittlerweile auch Großmutter geworden. Joanne Trollope lebt in London.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel *The Best of Friends*.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1998 by Joanna Trollope

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1995 by Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg

Übersetzung: Gisela Stege

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-957-2

Für Tuggy

Unterwegs, als sie gemächlich nach Hause schlenderten, verkündete Gus, er brauche jetzt unbedingt eine Zigarette.

»Kein Mensch braucht mit vierzehn Jahren eine Zigarette«, sagte Sophy.

»Ich schon«, sagte Gus.

Er blieb stehen, setzte sich aufs Trottoir und lehnte sich mit dem Rücken an die Hauswand.

»Steh auf«, sagte Sophy.

Gus tätschelte das Pflaster neben sich so einladend, als wäre es ein Sofa.

»Komm schon, Soph!«

Sophy warf einen Blick auf den vorüberbrausenden Verkehr. Wenn sich Gus jetzt eine ansteckte, würden in einem der unzähligen Autos todsicher gleich Gus' und ihre Eltern sitzen, auf dem Rückweg von diesem Lunch, zu dem sie alle eingeladen waren.

»Nicht hier«, sagte sie.

Gus ließ sich gegen die Mauer zurückfallen wie ein Kollabierender. Der Kopf hing ihm auf die Brust, sein Mund stand offen, er schielte. Sophy versetzte ihm einen ungeduldigen Stoß mit dem Fuß und ging weiter. Er war ihr zwar fast so vertraut wie ein richtiger Bruder, aber er war nun einmal nicht ihr Bruder, und wenn er den Idioten spielte, war sie nicht für ihn verantwortlich. Sie hatte ihn, noch dazu an einem Sonnabendnachmittag, nur zu dieser Five-a-Side-Sache in die Schule begleitet, weil er mit der Hartnäckigkeit einer Wespe so lange an ihr gezerrt hatte, bis sie es keine Sekunde länger mehr aushalten konnte. In ihren Augen hatte sie für heute genug für Gus getan.

Sie ging weiter die Hauptstraße entlang, nach Whittingbourne hinein. Es war heiß, auf eine bedrückende, gewittrige Art, und über der vergoldeten Turmspitze der Kirche hinter dem braunen Dach des Sportzentrums türmten sich theatralisch purpurgraue Wolken auf. Der warme, staubige Sommerwind blies Sophys Voilebluse gegen ihren Körper, sodass sich all die Details ihrer Konturen, die sie nicht mochte, deutlich darunter abzeichneten. Als sie den Kreisel beim Sportzentrum

erreichte, wandte sie sich nach Gus um. Er war inzwischen aufgestanden und lehnte mit ausgebreiteten Armen, gegrätschten Beinen und stierem Blick an der Wand, als stehe er vor einem Erschießungskommando. Kein Wunder, dass seine Brüder ihn einen »Schwachkopf« nannten. Da Sophy wusste, dass diese Vorstellung einzig und allein für sie inszeniert war und daher sinnlos wurde, sobald sie außer Sichtweite war, ging sie weiter.

Hinter dem Sportzentrum – es war nagelneu und hatte eine riesige Fensterfront aus Spiegelglas, durch die man, ein seltsamer Effekt, die herumtollenden Schwimmer zwar sehen, aber nicht hören konnte – machte die Straße eine scharfe Linkskurve, führte an einer Autowerkstatt vorbei und dann nach rechts, an der Parkmauer entlang, in das mittelalterliche Whittingbourne. Zum Whittingbourne Park gehörte heute, anstelle eines dezenten, neoklassizistischen Bauwerks, das vorher hier gestanden hatte, ein aufwendiges viktorianisches Herrenhaus, das jetzt als Heim für behinderte Teenager diente. Zwei Jahre zuvor, als Sophy vierzehn war und Feuer und Flamme für ein sozialem Engagement gewidmetes Leben, hatte sie jeden Sonnabend und einen großen Teil der Schulferien im Whittingbourne Park gearbeitet. Die Teenager – zumeist älter als Sophy – waren ihr unerschrocken und auf eine sehr entschiedene, fröhliche Weise frech erschienen. Wenn sie ihnen heutzutage bei Smith oder auf dem Marktplatz begegnete, fuhren sie ihr in ihren Rollstühlen entgegen und kreischten triumphierend.

Sophys Elternhaus lag unmittelbar gegenüber dem Eingang zum Whittingbourne Park. Es war, laut Sophys Vater Fergus, der sich auf diese Dinge verstand, mittelalterlich mit Anbauten aus dem siebzehnten Jahrhundert. Auf der Vorderseite war es durch eine hohe Mauer vor der Straße und dem Verkehr geschützt, während dahinter ein winziger, stiller Garten lag, in dem Fergus mittelalterliche Pflanzen wie Stockrosen und Besenginster, Malven, Minze und Seifenkraut angepflanzt hatte. Außerdem gab es hier eine gotische, einer Bank der Winchester Cathedral nachempfundene Holzbank, einen Laubengang mit Kletterrosen und Weinranken sowie einen Kamillerasen.

In einigem Abstand von dem Haus blieb Sophy stehen und betrachtete es. Sie beschloss, nicht hineinzugehen. Es würde ohnehin niemand dort sein, und womöglich hallten die Räume noch von der unschönen Streiterei vom Morgen wider. Wenn sie wartete, bis ihre Eltern, durch die Party milder gestimmt, zurückgekehrt waren und das Echo all dessen vertrieben hatten, was sie Stunden zuvor gesagt und geschrien hatten, würde es ihr leichter fallen, nach Hause zu gehen. George, Gus' ältester Bruder, hatte einmal zu ihr gesagt, wie sehr er sie darum beneide, in einem Haus zu leben, in dem es nur drei Personen gebe.

»Das würde dir bestimmt nicht gefallen«, hatte Sophy entgegnet, »ganz bestimmt nicht. Weil alles auffällt, wirklich alles. In unserem Haus gibt es nichts, aber auch gar nichts, das nicht sofort zur Staatsaffäre wird. Nicht mal die kleinste Kleinigkeit.«

Polternde Schritte kamen näher, begleitet von wildem Geschrei.

»Lass mich nicht allein!«, rief Gus. »Warte auf mich! Bitte, warte!«

Keuchend ließ er sich gegen sie fallen.

»Ich hätte gekidnappt werden können!«

»Kein Mensch würde dich haben wollen«, sagte Sophy.

»Irgend so 'n Perverser vielleicht doch. Gehst du nach Hause?«

»Nein«, antwortete Sophy und schob Gus von sich. »Geh weg. Du bist völlig durchgeschwitzt.«

»Warum heißt es eigentlich High Place?«, fragte Gus mit einem Blick auf die oberen Fenster von Sophys Elternhaus, die über die schützende Mauer lugten. »Ist doch eigentlich gar nicht so hoch.«

»Das ist, glaube ich, im übertragenen Sinne gemeint. Es war das Haus, in dem der Bischof abstieg, um die Steuern von den Leuten hier einzutreiben.«

Gus war auf der Stelle gelangweilt. Er gähnte. Er zog ein zerdrücktes Päckchen Marlboros aus der Tasche, klappte den Deckel auf und steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen.

»Mann, hab ich das nötig ...«

»Kann ich mit zu dir kommen?«

»Na klar. Warum fragst du?«

»Ich weiß nicht, ich wollte nur ...«

»Du wohnst doch ohnehin praktisch schon bei uns – oder?«

Sophy spürte etwas in ihrem Hals anschwellen und immer härter werden. Sie griff nach der blauen Perle, die sie an einem Lederband um den Hals trug, schob sie sich zwischen die Zähne und biss fest darauf. Manchmal war es schrecklich, der Nehmende zu sein, statt der Gebende: einfach grässlich und demütigend.

»Eigentlich ...«

Gus steckte sich die Zigarette an und inhalierte mit einem tiefen, langsamen Zug. Dann stieß er den Rauch wieder aus und blickte Sophy durch die Qualmwolke an. Er wollte so gern, dass sie mit ihm nach Hause kam.

»Nun komm schon!«

»Eigentlich«, wiederholte Sophy und spie ihre Perle aus, »wollte ich zu Gran rübergehen.«

»Und warum?«, fragte Gus und machte ein langes Gesicht.

»Das würdest du doch nicht verstehen.«

»Wieso denn nicht?«

Sophy löste ihr langes, eher dünnes dunkles Haar aus dem Band, schüttelte es und fasste es mit dem Band wieder zusammen.

»Weil es mit einer etwas komplizierten Art von Stolz zu tun hat.«

»Ich mach dir auch 'ne Eisschokolade«, sagte Gus.

»Ein andermal.«

Er musterte sie.

»Weinst du etwa?«

»Nein!«, schrie sie.

Gus richtete den Blick wieder auf High Place. Er hatte schon immer das Gefühl gehabt, dass Sophy hier irgendwie nicht hergehörte. Er fand, sie passte viel besser in die Schule oder in die alte, schiefe und krumme Wohnung, in der Gus mit seiner Familie lebte. Gus fühlte sich nicht wohl in High Place; es gab dort zu viele ungeschriebene Gesetze, gegen die man ständig zu verstoßen drohte. Er zuckte die Achseln.

»Wie du willst.«

»Tschüs«, sagte Sophy.

Er blickte sie an. Er sah die kleinen Kuhlen in ihrer Halsgrube, die Umrisse ihres BHs, die durch ihre dünne Bluse schimmerten, und die

blaue Perle.

»Tschüs«, sagte Gus traurig.

Energischen Schrittes ging Sophy davon, bis Gus sie nicht mehr sehen konnte; dann blieb sie plötzlich stehen und lehnte sich an eine Mauer. Es war eine Steinmauer mit einem rauen Bewuchs ockergelber Flechten. Whittingbourne war fast ganz aus Feldsteinen erbaut, in den älteren Teilen sogar mit ihnen gedeckt, und überall fand man dicke Kissen von Mauerpfeffer. Die Viktorianer hatten zwar jede Menge rote und gelbe Ziegel und blauen Schiefer hinzugefügt, und das zwanzigste Jahrhundert hatte seine langweiligen Kästen dürftiger, funktioneller Architektur dazwischen aufgestellt; im Großen und Ganzen aber war Whittingbourne eine Kleinstadt aus grauen und goldenen Feldsteinen geblieben. Sophy war hier geboren worden wie schon ihre Mutter vor ihr. Auch Gus war – nach seinen Brüdern – hier geboren. Gus' Vater war drei, als er nach Whittingbourne kam. Er hatte hier die Schule besucht, die Boys' Grammar School. Sophys Mutter war auf der Girls' Grammar School gewesen. Kennengelernt hatten sie sich bei einer gemeinsamen Schulaufführung von Andre Obeyes »Noah«, in der Sophys Mutter Noahs Ehefrau spielte und Gus' Vater, mit angekohltem Korken geschwärzt, den Ham. Damals, 1964, waren sie, Gina Sitchell und Laurence Wood, sechzehn gewesen; die Kostüme, die sie trugen, – und Laurences grobe Perücke aus schwarzer Wolle – waren von ihren Müttern genäht worden. Zum Beweis dafür gab es ein Foto, eine Aufnahme aller Schauspieler, auf der die Mutter Sophy gelassen anblickte: Es war ihr eigenes Gesicht, nur hübscher. Gina Sitchells Gesicht mit den großen Augen und dem vollen Mund unter einem fedrigen Pony hatte dem Schönheitsideal der Sechziger genau entsprochen.

»Ich hatte mir für die Aufführung falsche Wimpern angeklebt«, erzählte Gina ihrer Tochter, »und mir unten außerdem Extra-Wimpern auf die Wangen getuscht. Dadurch wirkte ich ständig ein bisschen erstaunt.«

Sophy trug fast nie Make-up. Fergus sagte, er halte nichts davon, und Sophy sagte, sie wisse nicht, wie sie damit umgehen müsse. Das

sagte sie immer, wenn ihr etwas nicht ganz geheuer war. »Ich weiß nicht, wie man sich so was anhört«, behauptete sie von moderner Musik, und von nicht-gegenständlicher moderner Malerei sagte sie: »Ich weiß nicht, wie man so was betrachtet.« Fergus billigte ihre Einstellung und lobte sie für ihre Aufrichtigkeit. Während sie so an der warmen, groben Steinmauer lehnte, dachte Sophy flüchtig über Aufrichtigkeit nach. Gus gegenüber war sie nicht aufrichtig gewesen, sonst hätte sie sagen müssen: »Ich würde furchtbar gern mit dir nach Hause kommen, weil ich für dein Familienleben meine Seele verkaufen würde.« Stattdessen hatte sie behauptet, sie werde jetzt ihre Großmutter besuchen, und es so klingen lassen, als sei ihr das bei Weitem lieber. Na ja, am besten, sie ließ es keine Flunkerei bleiben und ging tatsächlich zu ihrer Gran. Sie stieß sich von der Mauer ab und straffte die Schultern. Ein Mann, der sie von der anderen Straßenseite her aus einem Fenster im ersten Stock beobachtete, befand, dass sie zwar zu hochgeschossen und zu dünn war, aber doch irgendetwas an sich hatte. Vielleicht war es ihr Hals.

Vi Sitchell wohnte in einer Maisonnettewohnung in einer neuen Wohnanlage für Senioren. Die Häuser waren um einen quadratischen Innenhof herum errichtet, der üppig und farbenprächtig mit französischen Ringelblumen und scharlachroter Salbei bepflanzt war; als Zugang diente ein Torbogen in einer alten Mauer, der nachts durch ein festes Eisentor verschlossen wurde. Dieses Eisentor war der empörten Vi ein ständiger Dorn im Auge: Es wurde nämlich fest verriegelt, bevor die Pubs ihre Pforten schlossen. Zwar hatte Vi nicht unbedingt vor, bis zur Polizeistunde in einem Pub zu verweilen, aber sie wollte das Gefühl haben, dass sie tun konnte, was sie wollte.

»Verdammte Nazis«, nannte sie die Hausmeister der Anlage.

In Wirklichkeit waren die beiden ein sanftmütiges Ehepaar mittleren Alters, das wider alle Beweise des Gegenteils fest daran glaubte, dass die Bewohner von Orchard Close liebe, nette Altchen waren, die dort in selbst gewählter Ruhe und Zurückgezogenheit ihren Lebensabend genießen wollten.

»Lebensabend!«, sagte Vi verächtlich. »Denen werd ich zeigen, was

ein Lebensabend ist! Die besten Jahre liegen noch vor mir, und das sollten die beiden niemals vergessen!«

Vi war achtzig. Sie hatte Gina nach damaligen Vorstellungen erst ziemlich spät bekommen – mit fünfunddreißig. Der Vater war ein amerikanischer Flieger gewesen, der bei Kriegsende gedacht hatte, er könne sich in England ein neues Leben aufbauen. Die Aussicht, Vater zu werden, hatte ihn jedoch eines Besseren belehrt, und so war er Hals über Kopf nach Avenel in New Jersey zurückgefliegen und hatte nichts weiter als eine Sammlung alter Grammophonplatten sowie eine Uniformhose zurückgelassen, aus der Vi für Gina ein ausgestopftes Schwein fabrizierte.

»Sieht genauso aus wie er«, sagte sie.

Sie hatte nie geheiratet und auch nie vorgegeben, verheiratet zu sein. Als sie merkte, dass sie schwanger und sitzen gelassen worden war, hatte sie beschlossen, von London nach Whittingbourne zu ziehen, vor allem, wie sie erklärte, wegen der ansprechenden Werbeplakate der Eisenbahn, auf denen ein hübsches Aquarell des Ortes zu sehen war und darunter der Slogan »Tor zum Herzen Englands«. Sie fand einen Job in Whittingbournes größter Textilhandlung und stieg, obwohl sie nie ihre raue, oft sogar grobe Londoner Denk- und Redeweise verlor, zur »Assistant Manageress« auf, ein Posten, auf dem sie sowohl einen Coffee Shop als auch eine Mode-Abteilung aus der Taufe hob. Gina wurde im Allgemeinen Krankenhaus von Whittingbourne geboren und wuchs in einem schmalen Reihenhaushaus ohne Ausblick oder Garten auf, zu dessen Haustür sie einen Schlüssel besaß, von dem sie, weil Vi immer länger im Geschäft zu tun hatte, bereits im Alter von sieben Jahren Gebrauch machen musste. Wenn sie an den Winternachmittagen nach Hause kam, holte sie sich, wie sie Sophy erzählte, ein Buch und eine Taschenlampe und zog sich in den begehbaren Wandschrank – den einzig warmen Ort im Haus – zurück, um dort zu lesen, bis Vi nach Hause kam.

»Ich habe alles gelesen, was mir in die Hände kam – Hauptsache, es waren Geschichten. Dickens, Louisa M. Alcott, Tolstoi, Noel Streatfield, Daphne Du Maurier, Enid Blyton. Einfach alles. Und eine Zeitschrift namens »Home Chat«, die Vi immer kaufte; die hab ich besonders gern

gelesen, wegen der Liebesgeschichten, und als die einging, hatten wir stattdessen »Women's Own«, die hab ich dann auch gelesen. Und Thomas Hardy.«

In Orchard Close hatte Vi keine Bücher. Als Gina heiratete, hatte sie sämtliche Bücher mitgenommen, und Vi wäre nie auf den Gedanken gekommen, neue anzuschaffen. Sie fand es gut, dass Gina las, sie selber aber tat lieber etwas. Orchard Close Nummer 7 war vollgestopft mit ihren »Taten«: Patchwork, Macramé, Häkelarbeiten, Strickarbeiten, Porzellanteile, die auf ihre farbenprächtigen, unsicher gemalten Blumen warteten, halb fertige Kaminschirme und Stickereien, Collagen von Landschaften mit Seen aus Silberflamé und grünen Tweedbergen, Gemälde – in grellen Acrylfarben – von den Blumensträußen, die sie gegen Ende des Tages beinahe umsonst erstand.

Vi liebte Farben. Außerdem liebte sie Gina und Sophy, Boxkämpfe im Fernsehen, am Samstagabend ein Glas Brandy mit Ginger-Ale und Dan Bradshaw.

»Die große Liebe meines Lebens«, erklärte sie Gina. »Aber das würde ich ihm niemals sagen.«

Dan Bradshaw war Witwer. Er war siebenundsiebzig und wohnte auf der anderen Seite des Innenhofs von Orchard Close in einer Wohnung, die so blitzsauber war wie eine Schiffskabine. Er liebte Chormusik – »kann Musik nicht ausstehen«, sagte Vi, »kann den Lärm nicht ertragen« –, Naturgeschichte und Vi. Er war so sehr in sie verliebt, als wäre er ein junger Mann von siebenundzwanzig und nicht bereits siebenundsiebzig – so jedenfalls hatte Gus' Vater Laurence es Sophy beschrieben, um ihr die altersunabhängige Bedeutung dieses Gefühls nahezubringen. Dan Bradshaw fand Vi wundervoll, er liebte ihre Furchtlosigkeit und ihren Übermut. Manchmal lief sie um sieben Uhr morgens nur mit einem roten Regenmantel über dem Nachthemd quer über den Innenhof, um ihn zu wecken. Das gab den anderen Bewohnern von Orchard Close natürlich reichlich Gesprächsstoff. Zwei von ihnen hatten sogar ihre Netzgardinen abgenommen, um besser hinaussehen zu können.

Als Sophy von der Orchard Street aus durch den Torbogen den Innenhof betrat, sah sie Dan Bradshaw inmitten der Ringelblumen auf

einer Matte knien. Er schenkte ihr ein schüchternes Lächeln und tippte an seinen Strohhut.

»Schnecken«, erklärte er. »Eine echte Plage. Vermutlich, weil es so viel regnet.«

Neben ihm stand ein Plastikeimer. Der Boden war mit Schnecken bedeckt, die sich aneinander festsaugten.

»Und was machst du nun damit?«, fragte Sophy.

»Ich bringe sie zum alten Klostergarten«, antwortete Dan. »Da kann ich sie ins Gebüsch setzen. Aber das muss schnell gehen. Weil Vi versuchen will, sie zu kochen.«

Sophy hockte sich neben ihn. Er war klein und hatte sehr gepflegte Hände und Haare.

»Das sagt sie doch nur so. Sie würde das nie wirklich tun. Sie hasst ausländisches Essen.«

»Und ich würde es auch nie zulassen«, sagte Dan. »Könnte nicht zusehen, wie sie leiden. Und du – weißt wohl nix mit dir anzufangen nach all den Prüfungen?«

»Genau«, sagte Sophy. »Na ja, es ist eben einer von diesen Tagen, an denen alle, die ich kenne, irgendwas zu tun haben – nur ich nicht.«

»Ich dachte, du bist 'ne Leseratte«, sagte Dan.

Sophy langte in den Eimer, ergriff eine Schnecke an ihrem Haus und holte sie heraus. Zwei andere klammerten sich von unten an ihr fest.

»Bin ich auch«, sagte sie und ließ die Schnecken wieder fallen. »Aber nach all diesen Prüfungen hab ich ganz einfach alles Geschriebene satt.«

»In deinem Alter war ich Pfadfinder. Da mussten wir Überlebenstests bestehen, draußen campen und so weiter. Wäre heute nicht mehr ganz ungefährlich – leider.« Damit begann er, grellblaue Perlen aus einem Plastikkanister um die Ringelblumen zu verteilen. »Schrecklich, was ich hier tue. Aber was sein muss, muss sein. Tut mir leid, ihr Schneckchen.«

Sophy stand auf.

»Ich geh rein, Gran besuchen.«

Dan lachte leise; seine Miene wurde sanfter.

»Sag ihr ...«

»Was?«, fragte Sophy.

»Ach, lass nur«, sagte Dan, von geheimen Gefühlen übermannt.

»Spielt keine Rolle. Ich werd's ihr später selber sagen.«

»Die sind also alle zu dieser Party gegangen«, sagte Vi. Sie war dabei, dicke Kringel aus Buttercreme als Verzierung auf einem Schokoladenkuchen zu verteilen. Vi war der einzige Mensch, den Sophy kannte, der ständig Kuchen backte, ohne sich darum zu scheren, ob sie gelangen oder nicht.

»Alle vier sind sie hingegangen«, erzählte Sophy. »Mum und Dad, Laurence und Hilary. Sie haben 'ne Münze geworfen, um zu bestimmen, wer fahren muss, und diesmal hat's Hilary getroffen.«

»Hätten sich ein Taxi nehmen sollen«, sagte Vi und hielt Sophy den Rührlöffel hin. »Möchtest du lecken? Wird schon 'ne schöne Party gewesen sein, mit all diesen Ex-Ehefrauen. Komisch, dass manche Leute ihren Geburtstag feiern müssen, ohne auf andere Rücksicht zu nehmen. Fünzig! Möchte wissen, was an fünfzig so wichtig ist! Vor allem nach der dritten Ehe. Ist er dir zu süß?«

»'n bisschen.«

»Für mich kann Kuchen niemals zu süß sein. Das kommt vom Krieg. Da hat man nur noch heißes Badewasser und Zucker im Kopf gehabt. Ist Dan immer noch dabei, die Schnecken zu retten?«

»Ungefähr fünfzig hat er jetzt wohl in seinem Eimer.«

Vi stellte den Buttercremetopf mit dem Löffel in den Spülstein und ließ heißes Wasser hineinlaufen.

»Weich wie Butter, mein Dan. Wenn er könnte, würde er noch Hilfszentren für Ratten und Ohrwürmer einrichten.« Sie drehte den Wasserhahn ab und wandte sich zu Sophy um. »Wie geht's dir so?«

Sophy verschränkte die Arme.

»Na ja, wie immer.«

Vi ging durch ihre winzige Küche zu einem Spiegel hinüber. Es war ein herzförmiger, mit rotem Plastik gerahmter Spiegel. Aus einer Schale auf einem nahen Regal nahm sie einen Lippenstift und begann sich damit zu schminken, während sie Sophy beobachtete.

»Nun sag schon.«

Sophy setzte sich an den winzigen Küchentisch. Sie legte den Finger auf einen länglichen Buttercremebatzen und zerdrückte ihn.

»Es war ziemlich übel, heute Morgen. Sie fingen schon an, als ich noch im Bett lag. Ich konnte sie hören. Und als ich runterkam, ging's weiter ...«

»Immer noch die alte Leier?«

»Hmm ...«

Vi setzte die Kappe auf ihren Lippenstift. Sie legte den Kopf schief und begutachtete die Wirkung. Komisches Zeug, so ein Lippenstift! In viktorianischer Zeit hatten sich die jungen Mädchen auf die Lippen gebissen, damit sie rot wurden, manchmal sogar, bis sie bluteten. Sie wandte sich zu ihrer Enkelin um.

»Weißt du, Herzchen, so sind sie eben. Hat weiter keine große Bedeutung.«

Sophy schwieg. Sie wusste, was Vi meinte, dass nämlich die Streitereien ihrer Eltern, da sie so häufig waren, fast so etwas wie eine Kommunikationsmöglichkeit für sie darstellten, aber sie hatte doch das Gefühl, dass inzwischen mehr dahintersteckte. Ihre Mutter schien immer mehr Schmerz zu empfinden, ihr Vater immer kälter zu werden. Sie konnten so furchtbar zornig aufeinander sein – und manchmal schien einer den anderen sogar zu verachten.

»Was du als Illoyalität bezeichnest«, hatte Fergus an diesem Morgen laut und wütend gesagt, »ist nichts weiter als der verzweifelte Versuch, etwas für mich selbst zu haben, ein kleines bisschen von mir selbst zu bewahren.«

Gina hatte zurückgeschrien, dass er sie bewusst falsch verstehe. Ob er denn nicht sehen könne, dass sie sich einsam fühle mit einem Menschen, dessen einziges Ziel es sei, sie auszuschließen? Sie trug einen Morgenrock, den Sophy sehr mochte, aus dunkelgrüner provenzalischer Baumwolle, bedruckt mit einem kleinen, leuchtenden Paisley-Muster in Rot und Gelb; jetzt hatte sie versehentlich Kaffee darauf geschüttet. Hektisch rieb sie mit einem blauen Spüllappen an dem Fleck herum, während sie lauthals verkündete, innerhalb einer Beziehung einsam zu sein sei weit schlimmer, als überhaupt keine Beziehung zu haben. Sophy hatte heftiges Mitleid mit ihr verspürt und sich doch gleichzeitig gewünscht, sie möge still sein. Schnell hatte sie die Küche verlassen und war wieder nach oben gegangen, wo sie völlig

sinnlos zwanzig Minuten auf dem Klosett sitzen geblieben war und in ein Buch mit Tim-und-Struppi-Comics gestarrt hatte.

Vi setzte sich Sophy gegenüber und ergriff ihre unruhige Hand. Vis Hand war warm und zupackend und mit einer Menge dicker Ringe bestückt, in deren Vertiefungen sich Kuchenteig eingenistet hatte.

»Nun komm schon!«

»Ich hasse das«, sagte Sophy leidenschaftlich.

»Ich weiß. Und sie sollten sich niemals in deiner Gegenwart streiten.

Aber gestritten haben sie schon immer, schon als sie noch frisch verliebt waren.« Liebevoll drückte sie Sophys Hand und beugte sich, einen Hauch Backduft und Yardleys »Red Roses« verströmend, ein wenig vor, um ihr ins Gesicht zu sehen. »Ich weiß noch, wie dein Vater uns erklärte, er habe seinen Namen geändert. Eigentlich hieß er Leslie, nach dem Schauspieler Leslie Howard, den seine Mutter so sehr verehrte. Aber als er dann Gina kennenlernte, änderte er ihn auf einmal und setzte eine Kleinanzeige in die Zeitung, in der er verkündete, er heiße von nun an Fergus Bedford. Gina hat ihm deswegen Vorwürfe gemacht. Sie könne Leute nicht ausstehen, die sich ihrer Wurzeln schämten, schimpfte sie und ließ ihn nicht einmal erklären, was ihn dazu bewogen hatte. Ich hab mich damals in der Küche eingeschlossen und die beiden allein gelassen. Schließlich gingen sie, ganz Friede, Freude, Eierkuchen, eng umschlungen davon, und ich hab nie wieder ein Wort darüber gehört.«

»Also, jetzt ist von Friede, Freude, Eierkuchen nichts zu spüren«, sagte Sophy unwillig.

Vi musterte ihre Enkelin. Sie wirkte erschöpft, aber das konnte von den Prüfungen kommen, weil Sophy so gewissenhaft war und so fleißig arbeitete. Außerdem war sie in den letzten zwei Jahren sehr gewachsen, und dazu kam dieser idiotische Vegetarier-Fimmel. Beide, Gina und Sophy, versicherten Vi, dass man auch ohne rotes Fleisch genügend Proteine bekäme, aber Vi vermochte das nicht recht zu glauben. Sophy, blass und schmal, sah für Vi mit ihren langen, dünnen Handgelenken, die aus den flattrigen, manschettenlosen Ärmeln ihrer Bluse ragten, aus, als brauche sie dringend einen Mixed Grill mit einem anständigen Pudding als Nachtisch. Wieder drückte sie Sophys Hand.

»Ich könnte ja noch mal versuchen, mit Mum zu reden, Herzchen, aber ich glaube kaum, dass sie mir zuhören würde.«

Sophy schüttelte den Kopf.

»Bestimmt nicht. Weißt du, sie sollen sich ja nicht eigentlich meinetwegen vertragen, sondern ihretwegen.«

»Natürlich, Gott segne dich, mein Kind.«

»Es ist nur ...«, begann Sophy und verspürte nun schon zum zweiten Mal an diesem Nachmittag das heiße Brennen aufsteigender Tränen, »ich ... ich will einfach nicht dort sein, wenn es so ist wie jetzt.«

»Kannst du nicht weggehen? Ein bisschen Abstand gewinnen?«

Sophy schüttelte den Kopf.

»Ich würde dir ja so gern helfen, Herzchen ...«

Sophy nickte und schluckte. »Ich weiß, ich weiß, vielen Dank. Aber es geht nicht, ich hab nämlich einen Job. Ich will für eine Reise sparen. Ich kann bei Hilary arbeiten. Im Bee House.«

Vi schnaufte verächtlich. »Was ist das für ein Job? Geschirrspülen?«

»Sozusagen ...«

»Drei Pfund die Stunde?«

»Ich bin erst sechzehn. Und ich möchte mir unbedingt was verdienen, Gran, ich ...«

»Ja«, sagte Vi und gab Sophy einen Kuss. »Ist schon besser, wenn man selbst was verdient.« Sie stand auf. »Ich muss das Teewasser aufsetzen. Möchte wissen, was passiert, wenn ich ein Wörtchen mit Hilary rede ...«

»Wegen Mum und Dad?«

»Und deinetwegen.«

Sophy überlegte. Sie fingerte an ihrer Perle herum.

»Mum redet immerzu mit Hilary. Ich ...«

»Was, Herzchen?«

»Ich ... Ich finde, du solltest nicht mit Hilary reden. Ich finde auch nicht, dass Mum das tun sollte. Und ich finde auch nicht, dass wir, du und ich, so viel reden sollten«, sagte Sophy. In ihrem Kummer sprudelten die Sätze immer schneller aus ihr hervor. »Ich finde, die Leute sollten überhaupt nicht immer und immer nur reden und diskutieren und analysieren. Das macht alles nur noch schlimmer, und

außerdem führt es dazu, dass ich mich so furchtbar schuldig fühle!« Sophy verbarg ihr Gesicht in den Händen. »Als würde ich hinter ihnen herspionieren!«

Vi stellte den Teekessel ab und nahm Sophy liebevoll in die Arme.

»Wenn irgendjemanden in diesem ganzen Schlamassel nun gar keine Schuld trifft, Herzchen, dann dich.«

Mit erstickter Stimme sagte Sophy in die seidigen Wogen von Vis lebhaft blumengemustertem Samstagsnachmittags-Sommerkleid hinein: »Aber das Gefühl habe ich nicht. Ich habe das Gefühl, dass alles meine Schuld ist!«

»Hm«, machte Dan, der auf einmal in der Küchentür stand. Er hielt ihnen den Eimer entgegen, um zu beweisen, dass er leer war. Mit kompliziertem Mienenspiel wies Vi ihn auf Sophys Gemütszustand hin.

»Siebenundsiebzig waren es«, sagte Dan. »Siebenundsiebzig Schnecken auf sechzehn Pflanzen!« Er kam herein und legte Sophy eine Hand auf die Schulter. »Ich brauche dich«, sagte er. »Ich brauche deine Hilfe bei meinem Riesenkreuzworträtsel.«

Beladen mit Kuchen, machte sich Sophy gegen Abend auf den Heimweg, als gerade die Geschäfte schlossen. Mit Bedacht nahm sie den längeren Weg die Orchard Street hinauf, die kurz vor dem Marktplatz mit der Tannery Street zusammenlief. An den Tagen, an denen es keinen Markt gab, durften Autos in der Mitte des Platzes parken, und ganz oben in der rechten Ecke des gepflasterten Platzes, der sich rings um die Kirche erstreckte, pflegten sich jene zu versammeln, die Vi als Eckensteher bezeichnete. Einige der Jungen gingen mit Sophy zusammen zur Schule, doch an den Wochenenden, wenn sie ihre Freizeit-Uniformen aus viel zu weiten Jeans und viel zu engem Leder trugen und sich in der Gruppe wer weiß wie mutig und stark fühlten, taten sie so, als könnten sie Sophy nicht von all den anderen Mädchen unterscheiden, denen sie laut nachriefen und -piffen. Sophy hörte sie schon gar nicht mehr. Sie hatte gemerkt, dass sie nur einem von ihnen in die Augen oder, was fast noch besser wirkte, auf die Schuhe zu blicken brauchte, um ihre Aufmerksamkeit von sich abzulenken.

»Eine gehörige Portion National Service«, sagte Vi – Vi, die ihr Leben

lang Labour gewählt hatte –, »das ist es, was denen guttun würde.« Einmal hatte sie einen Jungen, der sie belästigte, mit einer Einkaufstasche in die Flucht geschlagen, die eine Steckrübe und ein Kilo Zwiebeln enthielt; anschließend erschien ihr Foto auf der Titelseite der Lokalzeitung, und sie wurde als Heldin gefeiert.

Sophy überquerte den Marktplatz und betrachtete mit gebremstem, mechanischem Interesse das Schaufenster des Kleiderladens, der bei ihren Altersgenossinnen gerade en vogue war. In Gedanken entschied sie sich für zwei Kleidungsstücke, die ihr als Geschenke durchaus willkommen wären, und ein Paar dicksohlige Schuhe, die ihr gefallen würden, wenn sie fünf Pfund statt fünfunddreißig kosteten, sowie eine lange Strickweste, für die zu sparen sich fast, aber doch nicht ganz lohnte. Ein Mädchen aus ihrer Klasse kam Hand in Hand mit einem Jungen vorbei, den Sophy auf dem Parkplatz vor dem örtlichen Tiefkühlmarkt Einkaufswagen einsammeln gesehen hatte, und sagte voll triumphierender Lässigkeit: »Hi, Sophy.«

»Hi«, sagte Sophy.

Hinter ihr schlug die große blau-goldene Kirchturmuhr mit ihrem vollen Klang die halbe Stunde. Sie drehte sich um und blickte hinauf. Halb sechs.

»Du solltest nach Hause gehen«, hatte Vi gesagt. »Sie werden sich Sorgen machen. Soll ich anrufen?«

»Nein«, hatte Sophy geantwortet. »Nein. Wahrscheinlich glauben sie ohnehin, dass ich mit Gus zusammen bin, und werden ...« Sie hielt inne.

»Du kannst jederzeit zurückkommen. Wenn du meinst, dass es nötig ist.«

Vi tätschelte ihre Hand.

Sophy hatte genickt. Es war zu heiß gewesen in Vis Wohnzimmer; die Luft war schwer vom Kuchenduft. Nachdem sie für Dan sieben Lösungswörter gefunden hatte, war er schwer beeindruckt gewesen. Aber er war leicht zu beeindrucken, und deshalb war sie sich richtig schlecht vorgekommen, so als hätte sie ihn betrogen. Als sie ging, hatte er: »Gott segne dich, Liebes«, gesagt, und sie wünschte, unfairerweise, er hätte das nicht getan. Sie blickte zum Himmel über dem Marktplatz empor.

Die Wolken sanken jetzt tiefer und legten sich wie eine dicke, weiche, dunkle Decke über Dächer, Schornsteine und Türme. Bald schon würde es wieder regnen, und noch mehr Schnecken würden ihren lautlosen, unerbittlichen Marsch auf Dans Ringelblumen antreten. Sophy atmete so tief durch, als wollte sie gleich in ein Schwimmbecken springen, und setzte sich voll Unbehagen, aber entschlossen in Richtung High Place in Trab.

Der erste Regentropfen, dick, fett und warm, traf sie wie platzende Eier, als sie gerade das schwere, hohe Tor in der Mauer öffnete, das Fergus speziell hatte anfertigen lassen. Mit lautem Krach ließ sie es hinter sich zufallen und lief, während ihr weitere Tropfen, groß wie aus einem Suppenlöffel, auf Kopf und Schultern klatschten, ums Haus herum zur Hintertür. Die Glastür zur Küche stand weit offen, gestützt von einem alten, auf einer Seite mit einem groben Akanthusblatt verzierten Stein, den Gina im Garten gefunden hatte. Die Küche war leer und aufgeräumt. Der Zettel mit der Nachricht, die Sophy hinterlassen hatte, lag noch genau dort, wo sie ihn hingelegt hatte: auf dem Küchentisch, beschwert von einer hellroten Pelargonie im weißen Porzellan-Übertopf.

Sophy schloss die Gartentür hinter sich und lauschte. Stille.

»Hallo?«, sagte sie zögernd.

Immer noch Stille. Sie durchquerte die Küche und betrachtete ihren Wellensittich, der in seinem Käfig am hinteren Fenster saß. Sie hatte ihn zwei Jahre zuvor auf dem Volksfest von Whittingbourne gewonnen, und wenn er gesprächig war, redete er unentwegt in seinen winzigen Spiegel hinein. Jetzt schien er allerdings zu schlafen oder tief in Gedanken versunken zu sein, denn seine Äuglein waren in dem grün-gelben Köpfchen kaum zu sehen.

»Wo sind sie denn alle?«, fragte Sophy und versetzte dem hängenden Käfig einen kleinen Stoß. Doch der Vogel nahm keine Notiz von ihr. Sophy verließ die Küche und ging in den Flur, der ringsum getäfelt war und daher immer ein wenig dunkel wirkte, vor allem jetzt, da sich Regenwolken vor den Fenstern auftürmten. Die Tür zum Wohnzimmer stand offen. Sophy warf einen Blick hinein und sah ihren Vater im Dämmerlicht sitzen. Er trug noch den Sommeranzug, den er für die Party angezogen hatte; er hatte ihn sich gekauft, als sie einmal alle

zusammen ins Veneto gereist waren und zwei Nächte in Vicenza verbracht hatten. Er las nicht, er tat überhaupt nichts; er schien einfach nur dazusitzen.

»Hallo«, sagte Sophy und hielt sich am Türrahmen fest.

Er blickte auf, sah sie an.

»Hallo, Sophy«, sagte Fergus. Er sagte nie »Darling« zu ihr, obwohl sie genau wusste, wie lieb er sie hatte. »Hallo.« Er machte die Andeutung einer Geste, so als wolle er ihr seine Arme entgegenstrecken, schien sich dann aber dagegen zu entscheiden. »Da bist du ja endlich.«

In dem schlecht gedruckten Reiseführer, den das Touristenbüro von Whittingbourne gratis verteilte, wurde das Bee House unter der Rubrik »Gebäude von historischem Interesse« aufgeführt. Es war allerdings weniger das Haus selbst, das dieses historische Interesse begründete, als die Dinge, die damit zusammenhingen. Das Gebäude war weitläufig, und es war eines jener Häuser, die durch ihre Mischung verschiedenster Stile und durch ständig wechselnde Nutzung ungeheuer lebendig und menschlich, aber auch überaus unpraktisch wirken. Besucher, die mit großer Vorsicht die vielen Ecken und Winkel sowie die unvermittelt wechselnden Ebenen erkundeten, murmelten etwas von Charme und Exzentrik, während sie insgeheim Dankgebete dafür gen Himmel schickten, dass sie es weder sauber halten mussten, noch für etwaige Dachreparaturen verantwortlich waren. Dann nahmen sie sich einen der Prospekte, die auf dem Empfangstisch in einem Holzständer auslagen, und gingen in den Garten hinaus, um die Bienennischen zu besichtigen.

Diese Nischen hatten dem Haus den Namen gegeben und ihm den Platz im Reiseführer gesichert. Der lang gestreckte Garten, der sich nach Norden hinzog, wurde auf der nach Osten gewandten Seite von einer langen, uralten Backsteinmauer begrenzt, an die sich eine Reihe Spalierobstbäume lehnten. Und in diese Mauer waren etwa ein Dutzend Nischen eingelassen, jede einzelne breit und tief genug für einen Bienenkorb aus geflochtenem Stroh, wie der Prospekt erklärte, oder, im Mittelalter, aus Weidengeflecht. An jedem Korb befand sich ein Abflugbrett aus Holz, das vorn herausragte, und die nach Osten gewandte Seite hatte man gewählt, weil man hoffte, die Morgensonne werde die Bienen zeitig wecken, sodass sie schon früh an die Arbeit gingen. Hilary Woods, die Mutter von Gus, hatte versucht, die heutigen Bienen in diesen alten Behausungen anzusiedeln, die aber hatten die Körbe energisch abgelehnt und sich einhellig für Stöcke entschieden, die, weiß gestrichen, im Chalet-Stil gehalten waren und in bequemer Reichweite der nahen Rapsfelder lagen.

In der Bar des Bee House hingen mehrere gerahmte Kopien historischer Dokumente. Eines davon war Teil des Testaments von

Adam Cullinge von 1407, der seine Bienen mitsamt den Bienenkörben des Bee House den Kirchenältesten von Whittingbourne vermachte, »damit diese die Einnahmen darauf verwenden sollen, auf ewig drei Wachskerzen in der Kirche brennen zu lassen ...« Ein weiteres Dokument war das Inventarverzeichnis eines späteren Besitzers des Bee House Ende des 16. Jahrhunderts, das einen Posten von »8 fatted Bienen: 16 Shilling« enthielt. Ein fatted Bienen, hieß es in einem Begleittext von Hilary, der unter dem Dokument an die Wand geheftet war, war ein Bienenstock in erstklassigem Zustand. Ein noch späterer Bewohner des Bee House, ein Pächter, hatte mit kräftiger Hand ein Memorandum des Inhalts verfasst, dass er die Pacht ausschließlich von dem Verkauf von Honig und Bienenwachs zu zahlen vermöge. In einem Postscriptum warnte er alle zukünftigen Bienenzüchter: »Haltet eure Stöcke eher ein wenig zu klein als zu groß, denn solche sind dem Zuwachs und dem Gedeihen der Bienen schädlich.«

Tatsächlich waren es die Bienen, die den Ausschlag für Laurences und Hilarys Entschluss gegeben hatten, das Bee House zu ihrem Heim und zu einem Hotel zu machen. In der Geschäftigkeit und Häuslichkeit der Bienen, ihrem ansprechenden Aussehen und ihrer reizvollen Geschichte lag etwas, das sowohl Laurence als auch Hilary das Gefühl verlieh, dass sie bei der Annahme dieses seltsamen Vermächtnisses im Grunde gar keine Wahl gehabt, dass vielmehr die Bienen die Entscheidung an ihrer Statt getroffen hatten. Schließlich waren sie damals erst Anfang zwanzig und noch nicht verheiratet gewesen, und Laurence träumte davon, die Welt zu bereisen, bevor er möglicherweise Architekt wurde. Oder Möbeltischler. Auf jeden Fall etwas, das mit Design zu tun hatte. Und dann kam dieses Schreiben von Askew and Payne, Anwälten in der Tower Street von Whittingbourne, in dem es hieß, Ernest Harrison, der sich die größte Mühe gegeben hatte, Laurence und seinen Altersgenossen auf dem Gymnasium Latein und Griechisch beizubringen, habe Laurence das als Bee House bekannte Wohnhaus hinterlassen, das sich zwar in einem sehr schlechten Zustand befinde, auf dem freien Markt jedoch einen vernünftigen Preis erzielen könne, wenn man es während der Sommermonate verkaufe.

»Ich werd's verkaufen«, verkündete Laurence, der schon Flugtickets

nach Australien und einen offenen Ford Mustang vor Augen hatte.

»Das kannst du nicht«, entgegnete Hilary. »Jedenfalls nicht, ohne es dir gründlich zu überlegen. Schließlich hat er's dir hinterlassen.«

»Möchte bloß wissen, warum ...«

Hilary machte eine kleine Pause, dann sagte sie: »Vielleicht, weil es keinen anderen gab.«

Laurence dachte an die Sommernachmittage in seinem Klassenzimmer, das vor heranwachsenden Jungen aus allen Nähten platzte, Jungen, die ihrerseits vor Hormonen platzten, kaum bezähmbar auf ihren Schulbänken hockten und den alten Harrison über sich ergehen ließen. Er war ein entsetzlich langweiliger Lehrer; die meisten Unterrichtsstunden wären unterhaltsamer und lehrreicher gewesen, wenn er aus dem Telefonbuch von Whittingbourne vorgelesen hätte. In modrige Gewänder in nebelgrauen und braunen Farbtönen gekleidet, ackerte er sich durch Sagen, Schlachten, Dichtungen und Anrufungen der Götter, als seien sie allesamt Einkaufslisten. Und doch hatte Laurence – ohne es sich selbst erklären zu können, noch seinen Freunden mitteilen zu mögen – das Gefühl, dass in dem alten Harrison, unter all der Schübigkeit und Langeweile, irgendetwas anderes steckte. An zwei Dinge vor allem erinnerte er sich. Erstens daran, wie der alte Harrison gesagt hatte, dass keinem von ihnen in ihrem ganzen Leben jemals etwas so wahrhaft Erschreckendes begegnen würde wie die Ilias. Und zweitens an seine Bemerkung, dass nahezu jedes große Kunstwerk etwas Subversives an sich haben müsse. Das hatte Laurence sich notiert – heimlich, aber der alte Harrison hatte es doch bemerkt. Hinter seinen verschmierten Brillengläsern hatten seine Augen ganz kurz, ganz schwach aufgeblitzt. Wäre es möglich, dass einem ein fast zusammenbrechendes Haus mit einem Keller aus dem zwölften Jahrhundert, ganzen Meilen von verzogenen Zwischenwänden aus Hartfaserplatten und Erinnerungen an eine Bienenzucht vererbt wurde, nur weil man sich eine Bemerkung notiert hatte, die so gut wie sicher nicht auf dem eigenen Mist des Alten gewachsen war?

»Was sollen wir bloß damit anfangen?«, hatte Laurence Hilary gefragt. Sie studierte seit zwei Jahren am Guy's Hospital in London Medizin, und die beiden hatten sich auf der Sylvesterparty eines

gemeinsamen Freundes in einer Wohnung in Fulham kennengelernt. Sie war das einzige Mädchen mit Brille gewesen, und als er sie ihr nach Mitternacht in seiner alkoholisierten Verliebtheit abnehmen wollte, sagte sie: »Gott, bist du deprimierend«, und verließ die Party zutiefst empört. Am folgenden Tag hatte er sie trotz Katers nach stundenlanger, hartnäckiger Suche wiedergefunden. Sie bewohnte ein Zimmer in Lambeth und saß, weil es wärmer war, mit einer grünen Pudelmütze im Bett, um die grafischen Darstellungen des Ohrs zu studieren. Nur ein Jahr später hatte Ernest Harrison Laurence das Bee House vermacht.

»Was sollen wir bloß damit anfangen?«, hatte Laurence Hilary also gefragt.

Hilary warf ihm einen scharfen Blick zu.

»Wir?«

Er zögerte ein wenig und errötete. Hilary musterte ihn noch eine Weile mit einem Ausdruck, den er nicht zu analysieren wagte; dann sagte sie sehr sanft, sie müsse vor Geschäftsschluss noch zur Bank.

Es waren nicht nur die Träume vom Strand in New South Wales und dem Ford Mustang, die Laurence zögern ließen. Es war auch Hilary. Obwohl er sie noch nicht gefragt hatte, wusste er doch, dass er sie unbedingt heiraten wollte, und er wusste auch, dass sie als Tochter und Enkelin von Ärzten ihr Medizinstudium sehr ernst nahm. Außerdem bereiteten ihm ihre Ansichten ein wenig Unbehagen, denen sie keineswegs laut, aber mit einer Ruhe und Sicherheit Ausdruck verlieh, die beunruhigend waren. Eine dieser Ansichten (und immerhin eine, die ihn fast ein wenig schwankend werden ließ in dem Entschluss, um ihre Hand anzuhalten) betraf die Mutterschaft.

»Als Gesellschaft«, hatte Hilary eines Tages gesagt und ihr charaktervolles, bebrilltes Gesicht auf dem langen Hals so gewandt, dass sie an ihm vorbeiblickte, »müssen wir uns eingestehen, dass die Mutterschaft nicht alles bedeutet. Für einige Menschen bedeutet sie etwas, aber sie bedeutet niemals für alle alles. Gewiss, zwischen Mutter und Kind besteht eine lebenslange Verbindung, aber die besteht auch zwischen Geschwistern oder wahren Freunden. Mütter dürfen kein Monopol auf menschliche Großartigkeit haben. Schließlich sind die Babys nur das, wofür die Maschinerie ursprünglich entworfen wurde.«

»Schluck«, sagte Laurence. Flüchtig stellte er sich vor, dass Hilary von ihm schwanger wäre, und ihm wurde ein wenig schwach.

»Ich persönlich«, fuhr Hilary fort und holte ihren Blick aus der Ferne zurück, um ihn wieder auf Laurence zu richten, »möchte weder eine heilige Madonna noch eine ausgelaugte Verrückte sein, die kaum noch über den Rand des Windeleimers blicken und keinen einzigen logischen Gedanken mehr fassen kann. Begreifst du das?«

»Ja«, behauptete Laurence.

»Einige von uns sollten Kinder bekommen, andere nicht, und alle, die es nicht wollen, sollten sich unbehelligt etwas anderem zuwenden können.«

»Ja.«

»Und sich nicht dauernd anhören müssen, weil sie keine Kinder hätten, seien sie unzulängliche oder unvollkommene Frauen.«

»Nein.«

»Für Kinder, weißt du, ist es ganz furchtbar, ein Leben lang bemuttert zu werden. Mütter sollten wissen, wann sie damit aufhören müssen.«

»Ja. Und warum erzählst du mir das alles?«

»Weil es mir im Kopf herumgeht.«

Ich kann doch, dachte Laurence später, als er wieder einmal durch die modrigen, schiefen Räume des Bee House streifte, einen solchen Menschen nicht bitten, meine Frau zu werden. Ich begehre sie wie verrückt, aber ich wünsche mir auch ganz normale Dinge wie etwa Kinder. Manchmal jedenfalls. Vielleicht sollte ich diesen alten Kasten einfach verscherbeln und eine Zeit lang als Jackaroo nach Australien gehen, um bei meiner Rückkehr zu sehen, ob ich ihr gefehlt habe.

»Du würdest mir fehlen, wenn du nach Australien gingest«, sagte Hilary zwei Tage später.

»Ehrlich?«

»Ist eigentlich sowieso ziemlich kitschig, nach Australien zu gehen.«

Er nahm ihre Hand und begutachtete sie so gründlich, als wollte er daraus lesen.

»Und was wäre nicht kitschig?«

»Etwas zu tun, das mehr ist als ein einfaches Abenteuer. Etwas aus dem Bee House zu machen, zum Beispiel.«

Er beugte sich ganz weit zu ihr vor.

»Und was?«

»Warum nicht ... ein Hotel? Ein kleines Hotel?«

Er schloss die Augen.

»Du könntest einen Kurs in Hotel-Management belegen. Wir ... beide könnten das tun.«

»Aber du willst doch Ärztin werden!«

»Wollte ich, ja.«

Sie lächelte; es war ein breites, strahlendes Lächeln, und ihre Augen leuchteten hinter den Brillengläsern wie Lampen. Laurence, der seit Jahren nicht mehr geweint und sich eingebildet hatte, er wisse gar nicht mehr, wie das ging, brach in Tränen aus.

Später, als sie von all ihren Küssen schon blaue Flecken hatten, sagte Laurence: »Aber was ist mit Kindern?«

Sie hob den Blick gen Himmel. Diesmal hatte sie nicht protestiert, als er ihr die Brille abnahm, und nun wirkten ihre Augen sehr verletzlich.

»Ich hätte nichts dagegen«, sagte sie. »Wenigstens nicht gegen ein bis zwei. Solange sie nur auch deine sind.«

Das war 1970 gewesen: sechs Jahre vor George, acht Jahre vor Adam, zehn Jahre vor Gus. Und es war auch, bevor Laurence Hilary von Gina erzählte.

»Wer ist Gina?«

Sie waren im Garten des Bee House und rechten Laub für ein Herbstfeuer zusammen.

»Meine beste Freundin«, sagte Laurence geradeheraus.

»Was für eine Art beste Freundin?«

»Ein Mensch, mit dem ich über das spreche, was wir uns im Leben wünschen, von dem ich mir Bücher leihe und mit dem ich ins Kino gehe.«

Hilary stützte sich auf ihre Harke. Sie trug einen roten Wollschal, das kurze, dunkle Haar stand ihr wirr um den Kopf.

»Wer ist sie?«

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, wie alt ist sie, was macht sie, warum ist sie deine beste Freundin, wie sieht sie aus und warum kennen wir uns schon über ein

Jahr und du hast sie noch nie erwähnt?«

»Weil es nicht nötig war«, antwortete Laurence schlicht. »Bis ich wusste, dass du mich heiraten willst.«

»Ist das dein Ernst?«

»Selbstverständlich.«

»Hast du sie als eine Art Reserve zurückgehalten? Für den Fall, dass ich dir einen Korb gebe?«

»Nein.«

»Laurence«, schrie Hilary plötzlich laut heraus und schleuderte ihre Harke von sich. »Weißt du denn überhaupt nichts über Frauen, außer dass du unbedingt eine haben willst?«

Laurence schwieg. Er fuhr sich ein paarmal mit den Händen durchs Haar, doch er wirkte dabei, wie Hilary feststellte, nicht im Entferntesten zerstreut, sondern strahlte eher etwas Beruhigendes aus, wie jemand, der die Augen schließt, während er nachdenkt. Nach einer Pause sagte er:

»Hast du einen besten Freund?«

Hilary holte sich ihre Harke zurück und untersuchte die Zinken.

»Nein. Eigentlich nicht.«

»Aber du hast zwei Brüder und eine Schwester. Ich nicht. Ich kenne Gina, seit ich sechzehn war und sie die zu meiner Jungenschule gehörige Mädchenschule besuchte. Sie war ein Einzelkind wie ich und hatte ihren Vater nie gekannt. Ich hatte meine Mutter zwar gekannt, aber nicht besonders gut, weil sie schon starb, als ich erst sechs war. Daher bestand wohl so eine Art Band zwischen uns. Und beide hielten wir nicht viel von unserem Leben zu Hause. Dass wir Freunde waren, wurde uns bei einem Theater-Schulausflug klar, den wir unternahmen, um Paul Scholfield in ›König Lear‹ zu sehen. Auf der Rückfahrt saßen wir nebeneinander im Bus.«

Hilary begann wieder energisch zu harken und zog feuchte schwarze Wurzeln und Klumpen von grobem, schlammverklebtem Gras aus der Erde. Sie hätte Laurence gern gefragt, ob er Gina liebe, scheute aber davor zurück, weil sie das Gefühl hatte, sich in einer Gefühlslandschaft zu bewegen, in der sie sich nicht auskannte und womöglich unwissentlich einen Fauxpas begehen und sich blamieren könnte.